

Zwei Ausstellungen zur Kultur des Sterbens im kritischen Vergleich

Autor(en): **Hugger, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **89 (1999)**

Heft [4]

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Ausstellungen zur Kultur des Sterbens im kritischen Vergleich

La mort à vivre. Musée d'ethnographie. Annexe de Conches, Genève.

Last minute. Eine Ausstellung zu Sterben und Tod. Stapferhaus Lenzburg.

Der Tod hat gegenwärtig im Ausstellungswesen Konjunktur. Gleich drei Ausstellungen in der Schweiz haben ihn zum Thema: Basel («Körperwelten»), Genf und Lenzburg. Dabei mag auch die Millenniumspsychose beim Publikumsinteresse mitspielen. Die beiden Ausstellungen in Lenzburg und Genf, die den gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod zum Gegenstand haben, regen zum kritischen Vergleich an.

La mort à vivre, von Ethnologen konzipiert, nimmt sich zugleich viel und wenig vor. Sie will dem Besucher eine Konfrontation mit dem Tod und den jeweils darauf gegebenen kulturellen Antworten bieten, in weitem anthropologischem Angriff, sie möchte zur Reflexion veranlassen in der Erwartung, dass jeder und jede ein eigenes Sterberitual zusammenstelle, «son propre atelier rituel», wie es Bernard Crettaz ausdrückt.

Auf den drei Stockwerken des relativ kleinen Gebäudes findet sich eine bunte Folge von «mises en scène», die allerdings keinen symbolischen Gedankengang verraten oder einen innern Spannungsbogen aufweisen, sie tippen einzelne Sachverhalte an. Im Erdgeschoss suggerieren einige Kompositionen die Realität des Todes heute: ein Motorrad, das eine Wand durchbricht, Bücher, Schuhe und andere Habseligkeiten an einer Zimmerwand, die andeuten, dass hier jemand unvermittelt weggegangen ist. Ein Sarg mit der Figur eines Erwachsenen darin, einige weitere Särge übereinandergestürzt, zerbrochene Grabkreuze aus Stein, eine Urne in einem Wasserspiegel auf dunklem Grund. Einen Stock höher zeigen Fotos und Kultgegenstände in Vitrinen, wie fremde Kulturen mit dem Tod umgehen, aus Afrika zunächst. In einem finstern Seitenraum, nur knapp erleuchtet durch ein paar Windlichter, steht der Besucher vor einer Aufbahrungsszene, wie sie früher in einer Walliser Kammer stattgefunden haben mag, fast ein Gruselkabinett. Dann ein Raum, in dem einer der Konservatoren, der unlängst seine Frau durch den Tod verlor, auf Schrifttafeln seine Betroffenheit und seine Gedanken zum Tod mitteilt. Im obersten Stock folgen Beispiele aus asiatischen Kulturen. Am Schluss liest man wieder Texte eines Mitarbeiters, Ausschnitte aus einem Vortrag an einer Tagung und wird eingeladen, die eigenen Meinungen und Reaktionen zur Ausstellung niederzuschreiben.

Die Ausstellungsmacher verzichten meist darauf, die einzelnen Objekte und Dokumente genauer nach Herkunft und Autorschaft zu bezeichnen. Eine

präzise Dokumentation scheint nicht angestrebt zu sein. Vielmehr wird auf Stimmung gemacht, und die Ausstellung bietet visuelle Kontraste. Aber sie wirkt wie ein Sammelsurium, als Ergebnis zufälliger Einfälle. Zudem irritiert der dauernd präsente thanatopädagogische Zeigefinger der Macher. Ihre Aussagen zur Todesproblematik sind apodiktisch. Andere mögen vielleicht dieses Sich-selber-Einbringen, die prononcierte Subjektivität in der Präsentation anregend finden, mir widerstrebt sie: sie rückt das Museum in die Nähe einer Selbstdarstellung der Macher. Der Verzicht auf eine gedanklich durchkomponierte, dem Museumsbesucher hilfreiche Anordnung wirft Fragen zum Konzept auf. Als ich die Ausstellung ein erstes Mal besuchte – noch waren kaum Leute da –, kam eine dunkel gekleidete Frau mittleren Alters verstört auf mich zu und rief aus: «Haben Sie das gesehen, waren Sie schon da drinnen, das macht mir Angst.» Und sie wies auf den Raum mit dem Sarg hin. Das mag die Überreaktion einer sensiblen Person sein, aber es zeigt doch, dass der Anspruch der Ausstellung, den Leuten zu helfen, ihr eigenes Ritual um den Tod zu gestalten, bei soviel mangelnder Sorgfalt und Hilfestellung zu hoch gegriffen ist. Die Erkenntnisse der Kulturgeschichte sprechen gegen ein solches Vorhaben, das Individuum ist damit hoffnungslos überfordert. Riten, die tragen, sind gruppenbezogen. Schliesslich mag sich der eine oder andere daran stossen, dass der Selbstdarstellung und Publizität einer Bestattungsfirma, welche die Ausstellung sponserte, viel Raum zugestanden wurde, auch wenn sie dadurch den Ausstellungsmachern die Mühe ersparte, die heutige Bestattungspraxis zu dokumentieren.

Last minute in Lenzburg stellt sich ausschliesslich die Frage nach dem aktuellen Umgang mit dem Tod in unserer Gesellschaft. Historische Bezüge und transkulturelle Vergleiche bleiben ausgespart. In zwei grossen, kahlen Räumen einer ehemaligen Kartonnagefabrik gelangt der Besucher zu den verschiedenen Installationen, die ihm Informationen und Gelegenheit zum Nachdenken bieten. Hier ist nichts von stilvollen Exponaten und ehrwürdigen Objekten einer Musealkultur zu finden. Es fehlt auch weitgehend ein Bemühen um Ästhetisierung. Aber die Ausstellung ist stimmig. Eine junge Equipe – meist Historiker – stellt mit modernen Techniken vielseitige Informationen zur gegenwärtigen Bestattungskultur und zu neuen Bestrebungen unserer Gesellschaft, mit Tod und Trauer umzugehen, bereit. Das bedingte ausgedehnte Recherchen. Die Ausstellungsmacher nehmen sich selbst zurück und lassen die Fakten sprechen. Wo geredet wird, tun es Menschen aus Berufen, die regelmässig mit dem Tod zu tun haben oder durch eine besondere Erfahrung geprägt sind.

Besonders beeindruckt hat mich der erste Saal mit seinem Halbdunkel, wo sich schmucklose Kojen aneinanderreihen, nur durch ein Symbol jeweils beim Eingang gekennzeichnet. Man kann hier Statements von Leuten abrufen, welche professionell mit dem Tod zu tun haben: vom Reporter, der Krankenschwester, dem Bestatter über den Pathologen, die Pfarrerin bis zur Trauerseminarleiterin, Transplantationskoordinatorin und zum Mortalitätsstatistiker. Sie alle sprechen mit innerem Engagement von ihrer Arbeit, den

Schwierigkeiten und Problemen, die damit verbunden sind, aber auch von der Befriedigung, die sie daraus ziehen. Die Sprechsequenzen sind kurz, ausgezeichnet ausgewählt und vermitteln Besinnlichkeit und Ruhe.

Die zweite, grössere Saal enthält mehrere Hör- und Videoinstallationen. Hier kann man sich nach individuellem Bedürfnis die gewünschten Informationen holen, zu Fragen der Organspende etwa, des Suizidverhaltens in unserer Bevölkerung, neuen Ritualen. Anderswo sind Sargtypen aufgestellt, die im Handel sind, weitere kommerzielle Objekte im Umkreis des Todes wie Totenhemd, Trauerandenken, Urnen (bis hin zu teuern Kreationen im modernsten Design). Der Besucher wird zur Eigenaktivität eingeladen, etwa zur Zusammenstellung seiner Todesanzeige. In einer Projektionsnische läuft ein Film, den Joseph Scheidegger über das Sterben seiner hochbetagten Liebblingstante gedreht hat, meines Erachtens eine Schwachstelle der Ausstellung: zu abrupt sind die Übergänge, zu unscharf und fahrig das Bild und zu ungenügend die Information. War die Tante einverstanden, dass der Neffe sie auch in den letzten schweren Augenblicken filmte? Man kann sich des Eindrucks eines unschicklichen Voyeurismus nicht erwehren.

Ich habe in dieser Ausstellung viel Neues erfahren. Vor allem vermittelt sie die Einsicht, dass sich gegenwärtig zahlreiche Ansätze einer neuen Sepulkralkultur finden, die zwar keine gesamtgesellschaftliche Geltung mehr beanspruchen, aber doch für Gruppen stehen und hier ihre Funktion haben. Diese Aussage steht im Gegensatz zum Tenor der Veranstaltung in Genf, wo Crettaz von einem «immense bricolage rituel» heute spricht. Ein Nachteil der Lenzburger Ausstellung liegt darin, dass sie nur auf die Verhältnisse in der deutschen Schweiz eingeht, auch wenn man den multikulturellen Aspekt durchaus einbeziehen wollte. Aber davon kann – mindestens was die Adressaten betrifft – kaum die Rede sein, werden doch fast alle Statements mundartlich gegeben.

Fazit: Die Lenzburger Ausstellung kann, gerade wegen ihrer nüchternen und linear logischen Gestaltung, eine echte Hilfe für die Besucher sein. Und dies als Nachsatz: Die sich als kulturell führend verstehende Tageszeitung *Le Temps* in Genf schreibt in ihrer Ausgabe vom 30./31. Oktober 99: «Deux expositions troublantes mettent actuellement en scène la mort. A Genève, le Musée d'ethnographie analyse les rituels funéraires et permet de retrouver un savoir perdu. Et, à Paris, le Musée des arts d'Afrique et d'Océanie présente de magnifiques reliquaires des cinq continents.» Kein Wort von der Lenzburger Ausstellung, obwohl das entsprechende Dossier offenbar bei der Redaktion lag. Sans commentaire!

Prof. Dr. Paul Hugger, rue J.-Chardonne 9, 1803 Chardonne